

Brigitta Busch

Die Macht präbabilonischer Phantasien
Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten

1. Einleitung

Im Mittelpunkt meines Beitrages steht ein spezifischer Aspekt individuellen Spracherlebens, der in biographischen Narrativen in unterschiedlichen Ausformungen immer wieder zu beobachten ist. Es handelt sich um Vorstellungen oder Phantasien, die auf eine meist mit der frühen Kindheit verbundenen ›Sprache davor‹ gerichtet sind und sich in Krisensituationen als Ressource mobilisieren lassen.

In unserem multimodalen sprachbiographischen Zugang gehen wir von der Perspektive des sprechenden Subjekts aus, das heißt, dass nicht einzelne Sprachen oder Varietäten im Vordergrund stehen, sondern das Spracherleben mit seinen bislang noch relativ wenig erforschten körperlich-emotionalen Dimensionen. Mit dem Begriff Spracherleben umreißen wir einen Ansatz, der danach fragt, wie Menschen in mehrsprachigen Lebenszusammenhängen ihre Sprachlichkeit wahrnehmen und bewerten und welche Erfahrungen, Gefühle oder Vorstellungen sie damit verbinden. Oder andersherum gesagt: wie sie sich – gegenüber anderen oder sich selbst – in ihrer Mehrsprachigkeit erfahren, positionieren und darstellen. Gefragt wird nach dem Bezug des Spracherlebens zur individuellen Lebensgeschichte einerseits, zu historisch-gesellschaftlichen Konfigurationen mit ihren Zwängen, Machtgefügen, Diskursformationen und Sprachideologien andererseits. Dieser Zugang trägt dazu bei, Dichotomien wie jene zwischen Herkunfts- und Zielsprache oder Erstsprache und Sprache der Integration zu überwinden, indem das sprachliche Repertoire in seiner komplexen und von Interdependenzen geprägten Gesamtheit wahrgenommen und valorisiert wird.

2. Sprachliches Repertoire und Spracherleben

Das Konzept des Sprachrepertoires (*linguistic/verbal/code/communicative repertoire*) geht auf Charles Ferguson und John Gumperz (1960) zurück und markiert einen Perspektivenwechsel: nicht Einzelsprachen oder Dialekte werden als Untersuchungseinheiten verstanden, sondern Gruppen von Sprechern/Sprecherinnen, ihre Wahl heterogener Ausdrucks- und Stilmittel und die soziale Bedeutung dieser Wahl in spezifischen Situationen (vgl. Dittmar 1997, S. 137). Ähnlich sieht Dell Hymes (1996, zit. nach Blommaert 2008, S. 18) die Möglichkeiten, die dem Konzept innewohnen: »What is needed is a sociolinguistics of

Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40. Jg., 160 (2010)

speech and of *resources*, of the real bits and chunks of language that make up a repertoire, and of real ways of using this repertoire in communication.«

Sprachrepertoire meint die Gesamtheit der (sprachlichen/kommunikativen) Möglichkeiten, die Sprecher/innen in spezifischen Situationskontexten zur Verfügung stehen. Definitionen inkludieren explizit auch registerspezifische, stilistische und dialektale Varietäten ebenso wie das Wissen, die sprachlichen Möglichkeiten kontextadäquat anzuwenden (Pütz 2004). Kachru (1990, S. 59) spricht von Code-Hierarchien im Repertoire, die davon bestimmt werden, was spezifische Codes für den Verwender in Bezug auf Status, Identität, Mobilität, Fortkommen bedeuten, und davon, wie diese Bedeutungen von in der Interaktion wirksamen Sprachattitüden abhängen. Hymes (1974) unterscheidet zwischen einem personenbezogenen und einem kulturellen – also gesellschaftlichen – Repertoire, andere (z. B. Blommaert 2008) sprechen auch von einem Familienrepertoire. Das Repertoire wird aus dieser Sicht also auch als indexikalisch für Sprecher/innengruppen gesehen. Demgegenüber hält Blommaert (2008, S. 16) in Bezug auf das »soziolinguistische Repertoire« fest:

It is tied to an individual's life and it follows the peculiar biographical trajectory of the speaker. When the speaker moves from one social space into another, his or her repertoire is affected, and the end result is something that mirrors, almost like an autobiography, the erratic lives of people.

Das Konzept des Sprachrepertoires geht nicht von Sprachen als Entitäten aus, sondern nimmt eine sprecherzentrierte Perspektive ein. Letztendlich ist es damit einem phänomenologischen Ansatz verpflichtet, der auf Edmund Husserl zurückgehend dem Erleben eine zentrale Stellung einräumt.

Ausgangspunkt sind nicht voretablierte Kategorisierungen, Abstraktionen und Quantifizierungen, sondern die Lebenswelt. Diese Lebenswelt, die – übertragen auf das Spracherleben – immer eine heteroglossische ist, wird nicht als statischer Hintergrund verstanden, sondern als dynamischer Horizont, als kollektiver intersubjektiver Pool der Wahrnehmung, als gemeinsames Erfahrungsfeld und Feld transformierender Handlungen.

An die Phänomenologie Husserls anknüpfend hebt Maurice Merleau-Ponty im Zusammenhang mit Prozessen der Habitualisierung die Dimension der Leiblichkeit (*corporéité*) hervor. Sprache ist in seiner Auffassung nicht in erster Linie ein kognitives Phänomen: »D'abord la parole n'est pas le signe de la pensée, si l'on entend par là un phénomène qui en annonce un autre comme la fumée annonce le feu.« (Merleau-Ponty 2009 [1945], S. 221). Vielmehr sieht er Sprache als Teil des Leibgedächtnisses, das er nicht nur dem sprechenden Subjekt (*sujet parlant*) zuordnet, sondern auch dem Intersubjektiven, als ein zwischenleibliches Gedächtnis, das sich in inkorporierten Interaktionspraktiken niederschlägt. Das Sprachrepertoire, so ließe sich daraus ableiten, besteht nicht nur aus kognitiven Fertigkeiten, es trägt auch Spuren des Einschreibens in den Körper, die – ausgelöst durch aktuelle Wahrnehmungen – als je nachdem lustvolle oder angstbesetzte Erinnerung aufgerufen werden können.

Mit dem Begriff des sprachlichen Habitus betont auch Pierre Bourdieu die leibliche Dimension sprachlicher Praxis. Den Habitus fasst er als in den Körper eingeschriebenes Produkt von Erfahrungen und Geschichte, als das Körper gewordene Soziale. Der (sprachliche) Habitus »bleibt immer von den Umständen seiner ersten Aneignung geprägt. Sie hinterlassen mehr oder weniger sichtbare Spuren, z. B. die typische Sprechweise einer Klasse oder Region« (Bourdieu 2005, S. 57). Habitus ist zugleich ein »System von Grenzen« (ebd., S. 33), das vorgibt, was wahrgenommen, gefühlt, gedacht, begehrt werden kann. Bourdieus Habitus-Konzept macht deutlich, dass sich auch das sprachliche Repertoire nicht in einem machtfreien Raum entwickelt. Es wird geprägt vom Erfahren von Machtbeziehungen, gesellschaftlichen Hierarchien und Sprachideologien, von Diskursen über Sprache(n) und Sprachgebrauch, die sich in pragmatischen Regeln niederschlagen.

Da sich das Sprachrepertoire in der Interaktion entwickelt und, sei es aufgrund einer Veränderung der Lebenszusammenhänge z. B. durch Mobilität, sei es aufgrund politischer Veränderungen wie etwa im Kontext mit dem Fall des Eisernen Vorhangs, einem ständigem Wandel unterliegt, ist es aus meiner Sicht weniger statisch, weniger auf einen vorgegeben (nationalstaatlichen) Rahmen bezogen und weniger determinierend als es Bourdieus Habituskonzept suggeriert. Dieser Sicht liegt eine Konzeption von Sprache zugrunde, wie sie beispielsweise von Bachtin, Jakobson, Gumperz bzw. Hymes entwickelt wurde, in der sprachliche Form nicht als Objekt gesehen wird, sondern als ein sozialer Prozess und eine Praxis, die einen Metakommentar zu ihrer eigenen Produktion hervorbringen. Es ist eine Auffassung von Sprache, die Interaktion, den dialogischen Prozess zwischen den an der Interaktion beteiligten Partner/innen als konstituierend für Sprache sieht. Mit Bachtin bzw. der Weiterentwicklung seines Modells durch Kristeva sehen wir jede sprachliche Äußerung als dialogisch, als im Hinblick auf ein reelles (oder gedachtes) Gegenüber getätigt. Der Text ist von intertextuellen Bezügen geprägt und etabliert unsere Kontinuität mit uns selbst und mit anderen, weil das Wort Spuren früherer Worte enthält (Kristeva 1988). Insofern ist das Repertoire also nicht aus einzelnen Sprachen zusammengesetzt, derer man sich in der Interaktion wie aus einer Werkzeugkiste bedient, sondern es ist heteroglossisch, d. h. es rekurriert auf ein breites Spektrum von Stimmen, Diskursen und Codes, die zusammen mit den leiblich-emotionalen Erfahrungen, mit denen sie verknüpft sind, den Möglichkeitsraum sprachlichen Ausdrucks bilden. Sprachliche Dispositionen weisen in zwei Richtungen: nach rückwärts auf den Prozess ihrer Bildung und Entwicklung und nach vorne auf Vorstellungen, Wünsche und Imaginationen, deren Bedeutung besonders im Zusammenhang mit Sprachlernen Claire Kramersch (2009, S. 14f.) hervorhebt. Kramersch beruft sich dabei auf Julia Kristeva, die den Wunsch nach Identifikation mit dem (idealisierten) Anderen als »Begehren in der Sprache« (Kristeva 1980) fasst. Dieses Begehren ist, so Kramersch (2009, S. 16), untrennbar mit subjektiver Wahrnehmung bestimmter symbolischer (sprachlicher) Formen und damit verbundener Entwürfe von Subjektpositionen verknüpft – beispielsweise mit der Art, wie ein

Klang empfunden und interpretiert wird. Der Wunsch nach Identifikation mit einem Anderen, der immer auch ein Sich-Abgrenzen von als einengend empfundenen Umständen beinhaltet, kann verstanden werden als Motivation zum bewussten Arbeiten am eigenen Repertoire.

3. Multimodale Sprachbiographien

Die *Forschungsgruppe Spracherleben* am Institut für Sprachwissenschaft der Universität Wien¹ hat vor einigen Jahren damit begonnen, in der Forschung zu sprachlicher Diversität kreative Methoden einzusetzen, insbesondere Zeichnungen wie die hier (Abb. 1) abgebildete, die wir Sprachenporträts nennen (Busch 2006). Die Arbeit mit den Sprachenporträts geht zurück auf die Beschäftigung mit *language awareness* im Grundschulunterricht (Gogolin/Neumann 1991) und wurde in Österreich vor allem von Hans-Jürgen Krumm aufgegriffen und weiter entwickelt, um lebensweltliche Mehrsprachigkeit in der Schule zu thematisieren (Krumm/Jenkins 2001).

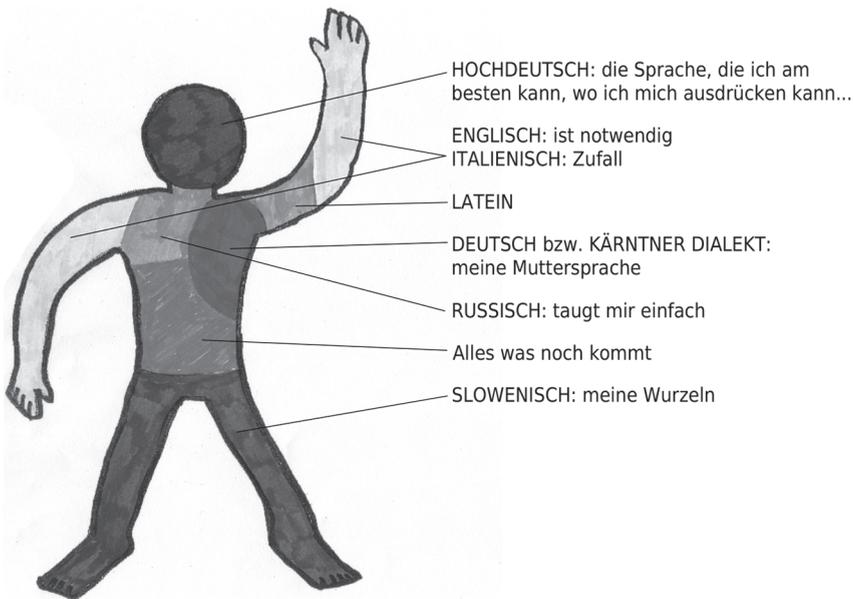


Abb. 1: Sybille stellt im vorgegebenen Körperumriss mit Farben ihr sprachliches Repertoire dar. Sie unterscheidet zwischen Kärntner Dialekt und Hochdeutsch und bezeichnet Slowenisch, das sie erst in der Schule gelernt hat, als ihre Wurzeln. Auch für »alles, was noch kommt« lässt sie Raum.

¹ Zur Arbeit der Forschungsgruppe Spracherleben siehe www.cis.or.at

Wir haben Sprachenporträts in Schulen – bei der Erstellung von Schulsprachprofilen im Hinblick auf die Definition einer standortspezifischen Schulsprachpolitik (Busch 2010) – und im außerschulischen Bereich eingesetzt: in Workshops mit Langzeitarbeitslosen, mit dem Ziel, das Bewusstsein für sprachliche Ressourcen zu wecken, die aus informellen Erwerbskontexten stammen, in Seminaren mit Lehrpersonen und Studierenden um eine Auseinandersetzung mit eigenen Spracherfahrungen zu fördern, in Sprachkursen mit Flüchtlingen, die unter Traumafolgen leiden, um an früheres, positives Spracherleben anzuknüpfen. Über die praktischen Anwendungen hinaus versteht sich dieser multimodale Zugang auch als kreative Methode in der biographisch orientierten Mehrsprachigkeitsforschung.

In der Regel steht das Zeichnen des Sprachenporträts am Anfang der biographischen Arbeit. Den Beteiligten wird eine stilisierte Körpersilhouette vorgelegt, und sie werden gebeten ihr sprachliches Repertoire in Bezug auf diese Silhouette bildlich darzustellen. Nach einer Einleitung wird den Teilnehmer/innen genug Zeit eingeräumt, dass sie in Ruhe ihr Bild mit Hilfe von farbigen Filzstiften zeichnen können. Bevor in der Gruppe darüber berichtet wird, versehen sie es mit einer Legende. Während der Gruppendiskussion werden häufig noch an den Porträts Veränderungen vorgenommen, wenn sich durch die Erzählung anderer Teilnehmer/innen Neuberwertungen ergeben. Das Bild fungiert als Mittel der Gesprächseröffnung und als Referenzpunkt und dient so dem Elizitieren von biographischen Erzählungen. Für die Beteiligten bietet die kreative Methode die Möglichkeit des Innehaltens, um mittels der bildlichen Darstellung über meist unbewusst ablaufende sprachliche Praktiken und Spracheinstellungen zu reflektieren und anschließend darüber zu sprechen. Der Prozess des Zeichnens und gemeinsamen Interpretierens kann im Sinne von Aktionsforschung dazu beitragen, sich sprachlicher Ressourcen, beispielsweise dialektaler Varietäten oder in informellen Kontexten erworbener Sprachen, vermehrt bewusst zu werden, das eigene Repertoire neu zu bewerten und im Hinblick auf eine Stärkung von Eigenmacht zu valorisieren.

Insgesamt trägt eine Darstellungsweise, die sich sowohl des visuellen als auch des sprachlichen Modus bedient, dazu bei, Genreerwartungen, wie sie im biographischen Erzählen bestehen, zu unterlaufen. In den Kulturwissenschaften und von diesen auf die Sozial- und Geisteswissenschaften übergreifend hat sich eine vertiefte Beschäftigung mit dem Bild entwickelt, die mit den Begriffen *pictorial* bzw. *iconic turn* gefasst wird. Sie geht Hand in Hand mit einer zunehmenden Relevanz von Bildern bei der Bedeutungs- und Sinnkonstituierung in praktisch allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens. Die Hinwendung zum Visuellen umfasst sowohl das Nachdenken über Bilder als auch das Denken mit Hilfe von Bildern, wobei visuelle Zugänge entsprechend den Kontexten, in denen sie entwickelt wurden, unterschiedliche grundlagentheoretische und methodologische Implikationen haben.

Der auch in den Kultur- und Sozialwissenschaften rezipierte psychoanalytische Zugang zum Bild stützt sich auf Freuds in der Traumdeutung entwickeltes

topographisches Modell der Psyche, das zwischen dem Bewussten, dem Vorbewussten – Erinnerungen, die wir in bestimmten Situationen aktiv aufrufen können die uns sonst aber nicht bewusst sind – und dem Unbewussten, das aus verdrängten Erinnerungen und unterdrückten Trieben besteht, unterscheidet. In der Psychoanalyse gelten gezeichnete Bilder, ähnlich wie Tagträume, Träume oder Kunstwerke, als Kompromissformationen, die sowohl das Begehren als auch die Faktoren, die die Gratifikation des Begehrens behindern, beinhalten (Diem-Wille 2001, S. 120). Im Primärprozess des Unbewussten, der nicht zwischen Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft unterscheidet und Widersprüche stehen lassen kann, werden Erinnerungen an real gelebte und an imaginierte Ereignisse nicht unterschieden. Der Sekundärprozess ist der des bewussten Denkens, des kontrollierten Handelns. Der Traum, so Freud, denkt vor allem in Bildern. »Das Denken in Bildern ist also nur ein sehr unvollkommenes Bewusstwerden. Es steht auch irgendwie den unbewussten Vorgängen näher als das Denken in Worten und ist unzweifelhaft onto- wie phylogenetisch älter als dieses.« (Freud 1975 [1923], S. 290). Das psychoanalytische Interesse am Bild fasst Gertraud Diem-Wille (2001, S. 132) so: »Die Zeichnung kann ein Verstehen auf einer tieferen Ebene ermöglichen, sie kann das Subjekt in die Lage versetzen, versteckte Aspekte seines Fühlens sichtbar zu machen.« In der Gestalttherapie nach Frederick Perl ist die Entwicklung der Wahrnehmungsfähigkeit, des Gewahrseins (*awareness*) nach innen und außen ein zentrales Anliegen. In der visuellen Darstellung geht es vor allem um eine mittels reflexiver Distanznahme ermöglichte qualitative Veränderung des Sehens hin zu einer Ganzheitlichkeit, die »leibliches Gewordensein, kognitive Strukturen, Werte und Weltansichten« umfasst (Bürmann 2000, S. 180). Neuere Ansätze im psychoanalytisch orientierten multimodalen Zugang ebenso wie in dem an der Gestalttherapie orientierten rücken ab von der einseitigen Interpretationsmacht des Therapeuten und gehen von einem gemeinsamen Prozess aus.

Auch im kulturwissenschaftlichen Zugang zum Visuellen bildet die Frage nach dem Verhältnis zwischen Bild und Sprache in allen Ansätzen den Ausgangspunkt der Überlegungen, wobei eine Tendenz die Zeichenhaftigkeit und Übersetzbarkeit des Bildes postuliert und nach einer Sprache der Bilder sucht, während eine andere dem Bildlichen einen spezifischen Ausdruck zuspricht, der nicht auf außer ihm liegende Objekte verweist. Die Annahme, dass Bilder eher emotional konnotierte vorsprachlich-sinnliche Eindrucksqualitäten wiedergeben könnten, lässt sich insofern nicht erhärten, als auch Bilder zentraler Bestandteil von rationalen Denkvorgängen sein können, ebenso wie Sprache dem Sinnlich-Emotionalen Ausdruck zu verleihen vermag (Breckner 2003, S. 35 ff.). Aus der Warte der Sprachwissenschaft trifft Roman Jakobson (1988 [1959], S. 483) die Unterscheidung zwischen innersprachlicher, zwischensprachlicher und intersemiotischer Übersetzung, für die er den Begriff »Transmutation« prägt. Im semiotischen Zugang zum Bild geht man davon aus, dass das visuelle Feld einer Gliederung nach Abständen, das heißt nach Zahlen, unterliegt, es geht um die Darstellung von Proportionen und Relationen (Boehm 2005, S. 41). Die Logik

des Sprechens und somit auch des Schreibens ist bestimmt von Zeit und Sequenzierungen, die des Bildes von Raum und von Gleichzeitigkeit (Kress 2004, S. 152). Bei in Sprache Gefasstem ist ein tatsächlicher physischer Leseweg (*reading path*) vorgegeben – in der lateinischen Schrift von links nach rechts und von oben nach unten –, und Bedeutung entfaltet sich in der sequentiellen Ordnung. Im Gegensatz dazu hat die bildliche Darstellung keinen so offensichtlichen Leseweg, »so dass das Auge zwischen erkennbaren Pfaden springen bzw. aus der Mehrdeutigkeit der Pfade auch neue *sehend* entwickeln kann« (Breckner 2003, S. 37).

Roswitha Breckner schlägt eine Methode zur Analyse von Bildern vor (2003, S. 40), die sie als Segmentanalyse bezeichnet, »um zu verstehen, in welcher Weise aus der Beziehung und Organisiertheit zwischen verschiedenen Elementen eine Bildgestalt mit ihren spezifischen Ausdrucksqualitäten und Thematisierungen entsteht«. Diese Methode hat sich in der Analyse von Sprachenporträts als fruchtbar erwiesen.² Sprachenporträts können demnach nicht nur zum Elizitieren von biographischen Narrationen Verwendung finden, sondern sie stellen als eigenständige Ausdrucksform andere Aspekte von Spracherleben in den Vordergrund. Während die Narration linear, sequentiell, zeitbasiert ist, die Betonung auf dem Diskursiven liegt und eine Tendenz zur Rationalisierung besteht, ist die Visualisierung eher relational, proportional und raumbasiert, die Betonung liegt auf dem Darstellenden und es besteht eine Tendenz Widersprüche stehenzulassen.

Die in den vergangenen Jahren gesammelten Sprachenporträts sind unterschiedlich strukturiert (vgl. Abbildungen). Die Zeichner und Zeichnerinnen wenden das gegebene Material, das A4-Blatt mit der Körper-Silhouette und die farbigen Filzstifte, verschieden an. Manche halten sich an die durch die Silhouette vorgegebenen Grenzen, andere fügen Attribute wie Ohren, Rollschuhe, Gewitterwolken hinzu, wieder andere schöpfen das gesamte Blatt aus. Oft folgt das Strukturierungsprinzip einer Gliederung von innen nach außen, von der Körpermitte zu den Extremitäten oder zur Epidermis und darüber hinaus. Manchmal wird eine Art Schichtmodell gewählt, in dem oben und unten als Pole fungieren, in vielen Fällen werden verschiedene Arten der Strukturierung kombiniert. Beim Zeichnen werden verschiedene Möglichkeiten der Darstellung, durch die Relationalität zwischen den verschiedenen Bildelementen hergestellt wird, eingesetzt: Platzierung, Form und Größe der Flächen, Farbwahl, Intensität, Sättigungsgrad etc. Dabei haben oft auch freigelassene Flächen oder die Nicht-Farben Weiß, Schwarz, Grau eine spezifische Signifikanz.

Die Interpretation des Porträts hat aus dem Bild heraus zu erfolgen, zu nahe liegende Deutungen können in die Irre führen. So gilt Farbe in der Semiotik als ausdrucksstarker Modus für die Äußerung von diskursiven Bedeutungen (Kress/

² Ich möchte mich an dieser Stelle bei Roswitha Breckner bedanken, die sich viel Zeit genommen hat, die Methode der Segmentanalyse mit uns auf Sprachenporträts anzuwenden.

van Leeuwen 2001, S. 29). Sie ist semiotisch organisiert, d. h. es gibt Regeln der Repräsentation, die dann erkennbar werden, wenn sie gebrochen werden. Für bestimmte Domänen gibt es in Bezug auf Farben eine Repräsentationspraxis und damit auch überindividuell geteilte Bedeutungszuschreibungen. Allerdings gibt es »nicht die neutrale, immer gültige Bestimmung für eine Farbe, sondern nur für die jeweilige Farbsituation« (Gekeler 2004, S. 51). Farbdeutungen und Farbpräferenzen können nicht einzelnen »Kulturen« zugeschrieben werden und unterliegen Trends, die von Werbung und Marketing forciert werden (Gekeler 2004, S. 114). Welche Farbe als Farbe der Trauer, der Freude etc. gilt, ist von Konventionen, aber auch von »Moden« abhängig. Was die unmittelbare Verknüpfung zwischen Farben und Gefühl betrifft, auf der beispielsweise der in den 1940er Jahren entwickelte Lüscher-Test beruht, ist Vorsicht bei der Interpretation geboten. Eva Heller führte eine Befragung unter nahezu 2.000 Personen durch, die die Situationsbedingtheit von Farbempfinden deutlich macht. So wurde Grün beispielsweise oft von denselben Personen so widersprüchlichen Begriffen wie Hoffnung, Giftiges, Herbes, Beruhigendes zugeordnet (Heller 2004, S. 13).

Der Schriftsteller und Übersetzer Georges-Arthur Goldschmidt transmutiert seine mit Sprache gekoppelten Farbempfindungen ins Verbale:

Ich habe zwei Sprachen, das Französische und das Deutsche. Das sind meine körperlichen Lebenssprachen. [...] das Deutsche ist eine grün-blaue Sprache, eine grüne Sprache; das Französische dagegen eine orangene, nach Westen gerichtete. [...] Das sind physische Eindrücke, die ich habe. Genau wie Rimbaud farbige Buchstaben sah. Für mich haben Sprachen Farben. Sie sitzen anders im Körper. (Goldschmidt 2005, S. 103)

Körper sind ein entscheidender Bezugspunkt für Bilder. »Die abendländische Kultur der als imago bezeichneten Phänomene, die vorwiegend für ein personales Bild steht, hat wesentlich die westliche Imagination geprägt« (Schulz 2005, S. 132). Körper bilden diesen Bezugspunkt, weil sie

Schnittstellen zwischen Innen und Außen, Innenwelt und Außenwelt, zwischen Bilder sehenden Subjekten und als Bilder wiederum gesehenen Objekten sind. [...] Die metaphorische Verwandlung [des Körpers zum Bild] ermöglicht einen Moment der Selbstdistanzierung und des künstlichen Abstandes zu sich selbst, der es erlaubt sich als ein anderes Gegenüber erfahren zu können. (Schulz 2005, S. 132)

Die Körpersilhouette, die für das Sprachenporträt zur Verfügung gestellt wird, trägt sicher dazu bei, dass in der Erzählung Körpermetaphorik häufig eine große Rolle spielt. Es werden Bilder herangezogen wie etwa »lastet auf meiner Schulter«, »liegt mir im Magen«, »ist in meinem Herzen«, »steckt mir im Hals«. Körperteile werden dabei unterschiedlich belegt, die Füße z. B. können sowohl für Verankerung als auch für Mobilität oder für etwas Abstreifen stehen. Durch die Bildlegende und die nachfolgende Erzählung nehmen die Zeichner und Zeichnerinnen eine erste Interpretation selbst vor. Dadurch, dass nicht vorgegeben wird, wie Sprache definiert wird, werden häufig auch Dialekte, Jargons, Phantasiesprachen etc. eingezeichnet und gehen als solche in die Erzählung ein. Syntagmen und Komposita mit Sprache, die genannt werden, umfassen nicht nur gängige

Ausdrücke wie Hochsprache, Schriftsprache, Umgangssprache, Muttersprache, sondern auch solche, die auf spezifische Situationen, Praktiken, Attitüden und Imaginationen verweisen: Arbeitssprache, Schreibsprache, Sprache des Denkens, Zwecksprache, Urlaubssprache, Tantensprache, Lieblingssprache, dunkle Sprache, Sprache aus Leidenschaft, Kindheitssprache, Tiersprache, Wunschsprache usw. Der multimodale biographische Zugang begünstigt also tendenziell die Dekonstruktion voretablierter Kategorien, wie die Vorstellung von Sprachen als abzählbare, von einander abgrenzbare und in sich geschlossene Einheiten, oder Dichotomien wie jene zwischen Herkunfts- und Zielsprache, zwischen Erst- und Integrationsprache.

Biographische Zugänge werden aus unterschiedlichen Perspektiven einer kritischen Prüfung unterzogen. Lorenza Mondada (2007, S. 182) formuliert das prinzipielle Misstrauen gegenüber autobiographischen Narrativen aus dem Blickwinkel der Konversationsanalyse: »[...] ce qu'ils font n'est pas nécessairement ce qu'ils disent qu'ils font«. Biographisches Erzählen stelle das Subjekt in den Mittelpunkt, nicht die Interaktion, in der (mit sprachlichen und anderen Mitteln) Positionierungen vorgenommen werden. Demgegenüber verstehen wir lebensgeschichtliche Erzählungen im Einklang mit zentralen Annahmen der aktuellen Biographieforschung primär als Mittel, um über lebensgeschichtliche Diskontinuitäten und Brüche hinweg eine Art Kontinuität und Konsistenz herzustellen und im Prozess des Erzählens, Objektivierens, und (Re-)Interpretierens sowohl Entlastung zu suchen als auch eine gewisse Eigenmacht gegenüber dem Erlebten zu gewinnen (Breckner 2005, S. 122f.). Es geht also nicht um das Hervorholen einer individuellen ›inneren Wahrheit‹, sondern um die Art, wie erzählt wird, um die wiederkehrenden Erzählmuster, Motive und Topoi, mittels derer sich Subjekte gegenüber anderen repräsentieren und innerhalb von Diskursen positionieren. Wir sehen die lebensgeschichtliche Erzählung als einen Text, der auf gefilterten Erinnerungen beruht, der in Bezug auf Interlokutor und Situation gerahmt wird, als eine situative Produktion oder Selbstdarstellung im Goffman'schen Sinn.

Auch aus diskursanalytischer Warte wird der biographische Zugang einer kritischen Betrachtung unterzogen. Angeführt wird, dass biographisches Erzählen Genre-Erwartungen und Zugzwängen des Erzählens – wie Linearität, retrospektiver Konstruktion, Dramatisierung – unterliegt und mit ›Techniken des Selbst‹ (Foucault) verknüpft ist. Dazu gehört das Herstellen eines kohärenten Zusammenhangs oder die Geste des Geständnisses und Bekenntnisses. Damit verleite die autobiographische Darstellung dazu, zu erzeugen, was sie zu enthüllen vorgibt. Um die eigene Biographie in größere Zusammenhänge einzubetten und von dort her zu (re-)interpretieren und zu legitimieren, werde auf vorgegebene Diskurse und diskursive Kategorien zurückgegriffen, was zu deren Verfestigung beitrage. Aus dieser Warte stellen sich der biographisch orientierten Forschung eine Reihe von Fragen (Schäfer/Völter 2005): Wie können Zugzwänge des Erzählens unterlaufen werden, um gegenüber diachronen Kontinuitäts- und synchronen Kohärenzkonstruktionen ›heterogene Vielheit‹ und ein ›plurales Selbst‹ (Foucault 1973, S. 190) zuzulassen? Wie kann die Lenkung des Nar-

rativs durch präetablierte Kategorisierungen minimiert werden? Wie lässt sich biographisches Erzählen als interaktives Handeln verstehen und analysieren?

Ausgehend von diesen kritischen Überlegungen schlagen wir vor, den sprachbiographischen Zugang um zusätzliche Komponenten zu erweitern, wobei sich vor allem folgende anbieten:

- ethnographische Beobachtungen, um Bewertungen, die in Narrationen vorgenommen werden, mit kontextspezifischen sprachlichen Praktiken (lokalen Sprachregimen) zu verknüpfen;
- diskursanalytische Verfahren, um zu verstehen, in welcher Korrelation persönliche Narrationen zu öffentlichen Diskursen stehen;
- erzählanalytische Verfahren, um zu verstehen, wie sich das Narrativ in Interaktion mit anwesenden oder abwesenden Beteiligten entwickelt;
- kreative Visualisierungen, um einen Modus der Bedeutungsgebung zur Verfügung zu stellen, der in geringerem Maß Genreerwartungen und Konventionen des Erzählens unterworfen ist.

4. »Wir hatten eine gemeinsame Sprache«

In den von uns gesammelten biographischen Interviews und autobiographischen Texten sind ebenso wie in literarischen Texten immer wieder Erzählsequenzen enthalten, in welchen eine Sprache des universellen Verstehens evoziert wird. Meist werden Erlebnisse dieser Art in der frühen Kindheit angesiedelt, nicht selten handelt es sich dabei um sogenannte Urlaubsgeschichten. Im Rahmen eines Lehrgangs an einer deutschen Bildungseinrichtung verfasst Anna einen Text über ein für sie wichtiges Spracherlebnis. Es handelt sich um die Erinnerung an einen Urlaub, den sie als Dreieinhalbjährige zusammen mit ihren Eltern und Geschwistern auf einer kroatischen Insel verbringt. Auf dem Campingplatz lernt sie ein etwa gleichaltriges Mädchen kennen, das sie in der eigentlichen Erzählsequenz³ einführt:

Ich weiß nicht mehr sicher aus welchem Land Jana stammte und welche Sprache sie sprach. Sicher war es eine Andere, als ich sprechen konnte und kann. Es spielte jedoch keine Rolle. Jeden Tag trafen wir uns vor den Wohnwagen, trugen unser Spielzeug zusammen und spielten stundenlang miteinander. Wir hatten eine gemeinsame Sprache, die sonst niemand verstand, wir wussten, was der Andere wollte und meinte und würfeln Worte, Satzketzen und Laute zusammen und unterhielten uns damit fließend. Meine Eltern, Janas Eltern und meine Geschwister sahen uns häufig beim spielen zu und amüsierten sich über unsere neu erfundene Sprache. Für uns war es jedoch etwas völlig selbstverständliches, da wir keine gemeinsame Sprache sprechen konnten, erfunden [!] wir uns eben eine eigene, neue Sprache. [...]

³ In den zitierten biographischen Texten werden Zeichensetzung und Orthographie dem Original entsprechend beibehalten.

Annas Erzählung ist ein Produkt, das intertextuell auf verschiedene Ausgangstexte zurückgreift: Familienanekdoten über den gemeinsamen Urlaub, die – wie Anna auf Nachfrage bestätigt – immer wieder erzählt und weitergegeben wurden, Urlaubsfotos, die handelnde Personen und bestimmte Situationen festhalten, Diskurse zu Sprache, Sprachbarrieren und nationaler Zugehörigkeit. Deutlich wird der Rekurs auf das Familiennarrativ in dieser Sequenz beispielsweise, indem Anna vorübergehend die Beobachterperspektive ihrer Eltern und Geschwister einnimmt. Auf den Bezug zu sprachideologischen Diskursen komme ich weiter unten zurück. Annas Erzählung ist eine nachträgliche Rekonstruktion, in ihrem Mittelpunkt steht ein Gefühl des Wohlbefindens in einer quasi symbiotischen Beziehung, in der ein gegenseitiges, absolutes Verstehen als etwas Selbstverständliches erfahren wird. Im Vorspann schreibt Anna, dass sie sich nicht mehr an Details erinnern könne, aber »das Gefühl der Situation ist geblieben«. Dass die emotionale Einbettung einer erlebten Situation »eine größere Rolle für das, was erinnert wird [spielt], als was in der Situation »wirklich« geschehen ist«, wird auch in Theorien zum kommunikativen Gedächtnis hervorgehoben (Welzer 2005, S. 35).

In Annas Spracherlebnis werden zwei Vorstellungen evoziert, um diese »völlig selbstverständliche«, »fließende« Kommunikation zu beschreiben: zum einen die Empathie und das Aushandeln von Bedeutung (»wir wussten, was der Andere wollte und meinte«), zum anderen das Konfabulieren einer »neu erfundenen«, »gemeinsamen Sprache« aus zusammengewürfelten »Worten, Satzketten und Lauten«, die »sonst niemand verstand«.

Solche Erzählungen über Erinnerungen an Spracherleben, das mit Vorstellungen von einer allgemeinen, universellen und machtfreien Verständigung und einer umfassenden eigenen Sprache verknüpft ist, in die alle möglichen verbalen, para- und nonverbalen Mittel einfließen, lässt sich als präbabilonische Phantasie bezeichnen (Busch/Busch 2010). Präbabilonisch, weil es um die Vorstellung von Sprache vor den Sprachen als benennbare, getrennte und trennende Einheiten, als normierte und normierende Macht geht, eine Vorstellung, die sich mit Mythen wie jenem alttestamentarischen des Turmbaus zu Babel oder dem neutestamentarischen Pfingstwunder verbindet. Phantasie, weil es sich um keinen realen, greifbaren Code handelt, sondern um eine in die Kindheit projizierte Sehnsucht oder ein in die Zukunft gerichtetes Begehren.

Eine ähnliche Geschichte wie Anna erzählt Claudia in einem Spracherlebnistext, den sie in einer Lehrveranstaltung verfasst hat. Sie schreibt von einem Sommerurlaub mit der Familie bei Bekannten in Griechenland. Nach einer fünfjährigen Pause kommt sie an den Ort zurück, an dem sie in ihrer frühen Kindheit mehrere »glückliche Sommer« mit den »einheimischen Kindern« verbracht hatte, die zu verstehen »nie ein Problem gewesen« war.

Erst als wir sie wieder trafen, unsere Freunde, mit denen wir früher monatelang beisammen gewesen waren und tagein, tagaus gespielt hatten, erst da wurde uns klar, es hatte sich doch etwas geändert in den vergangenen fünf Jahren. Was es war, konnte niemand so gut beschreiben, weder sie noch wir. Die Freundschaft war noch da, da bestand kein Zweifel, Sympathie auf beiden Seiten, doch etwas war anders.

Was war mit unserer Sprache geschehen? Warum versuchten wir alle, Wortfetzen, die wir im Englischunterricht gelernt hatten, hervorzuwürgen? Hatten wir nicht früher einmal alle eine gemeinsame Sprache gehabt? Mehr noch, wann wäre es uns jemals aufgefallen, dass wir nicht dieselbe Sprache verwendeten? Oder war es uns vielleicht sogar aufgefallen, und hatten nur Hände und Füße das ihre getan, sodass Verständigungsschwierigkeiten damals aus dem Weg geräumt wurden und nun aus dem Gedächtnis verschwunden waren?

Ja, scheinbar hatte sich etwas geändert, es musste wohl das Älterwerden sein, der Zugang zur Sprache, der sich, der uns verändert hatte, der das ›barrierenfreie‹ kindliche Plaudern, das Spielen, das Miteinander nicht mehr ganz so einfach zuließ und die Situation fremd und ungewohnt erscheinen ließ [...]

Ähnlich wie bei Anna geht es bei Claudia um eine präbabilonische Phantasie: um Emotionales, um »Freundschaft« und »Sympathie auf beiden Seiten«, um eine »gemeinsame Sprache«, »unsere Sprache«, »barrierenfreies kindliches Plaudern«, zu dem wohl auch »Hände und Füße« das Ihre getan hatten. Aber anders als bei Anna wird Claudias Reminiszenz an das Präbabilonische aus der Perspektive jenes Moments erzählt, in dem der Erzählerin bewusst wurde, dass das einfache Verstehen mit den Gleichaltrigen nicht mehr gegeben war, dass etwas wie ein Bruch stattgefunden hatte: »Was war mit unserer Sprache geschehen?« Die Kinder sehen sich nun gezwungen auf ›Wortfetzen‹ einer gemeinsamen dritten Sprache, Englisch, auszuweichen.

Deutlich wird hier, dass präbabilonische Phantasien erst *ex negativo*, aus dem Wissen um das Trennende und Normierende von Sprachen, erzählbar werden. Das Paradies, so könnte man aus den Erzählungen herauslesen, ist immer eines, aus dem man schon vertrieben wurde. »Der interpretative Charakter des Erzählens hängt damit zusammen, dass vom Ende her erzählt wird«, schreibt Elisabeth Gülich (2007, S. 58). Der Erzähler kennt den Ausgang der Geschichte, er kann »auf einen Interpretationsrahmen zurückgreifen, der ihm nicht zur Verfügung stand, als die Ereignisse, die er erzählt, geschahen« (ebd.). Erst vom Ende her ist zu erkennen, dass und wann eine Geschichte angefangen hat.

Auch Anna verweist in ihrem kroatischen Urlaubserlebnis auf einen Bruch, der der Erzählung eine besondere Relevanz verleiht. Sie rahmt ihre Geschichte, indem sie sie als ›kurz vor Beginn des Kroatienkriegs‹ situiert. Anna setzt ihr Spracherlebnis zunächst nicht in Bezug zu einer eignen Erfahrung des Nicht-Verstehens, sondern in Kontrast zu einem dramatischen politischen Geschehen. An dieser Stelle baut sie Elemente aus einem anderen Register in den Kindheitstext ein. Sie schreibt in der Einleitung zur zitierten Sequenz vom Campingplatz, auf dem sie ›zusammen mit Menschen unterschiedlicher Kulturen und Nationalitäten‹ ihren Urlaub verbrachte und greift im Nachspann erneut Versatzstücke aus dem politischen Diskurs auf: »Es ist einfach schön, wie Kinder eine gemeinsame Sprache finden und die Herkunft, eventuelle Unterschiede und Konflikte der Nationen völlig bedeutungslos sind.« Erst im Nachhinein, dadurch dass das persönliche Erlebnis in einem sozio-historischen Kontext situiert wird, der die Konnotation ethnischer Konflikte und sprachlicher Trennungen trägt, wird ihm seine eigentliche Bedeutung verliehen.

Anna bringt aber auch eine als schmerzhaft empfundene Verlusterfahrung in ihrem persönlichen Spracherleben zum Ausdruck. Der folgende Textauszug stammt aus Annas Erläuterung zu ihrem zuvor gezeichneten Sprachenporträt (s. Abb. 2).

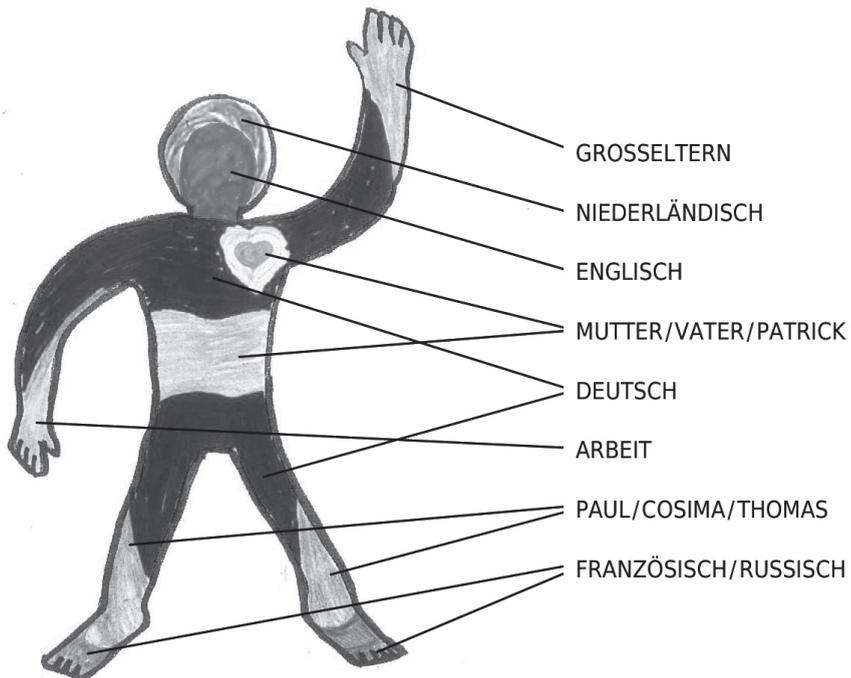


Abb. 2: Annas Sprachenporträt ist nach Kommunikationspartner/innen und Domänen strukturiert. Die in der sprachbiographischen Erzählung thematisierte ›Kindersprache‹ und das ›verwehrt‹ Polnisch sind in der Zeichnung noch absent.

Die Darstellung ihres sprachlichen Repertoires beginnt sie mit der Bezeichnung einer Leerstelle, mit etwas, das sie nicht hat und das auch in der Zeichnung nicht aufscheint:

Leider besitze ich zwar einen polnischen Namen, spreche jedoch keine weitere Sprache als deutsch und englisch. Gerne wäre ich zweisprachig aufgewachsen, doch da ich meinen Urgroßvater, der den polnischen Namen in die Familie brachte nie kennen gelernt habe und auch sonst kein Mitglied meiner Familie polnisch spricht, blieb mir dieser Wunsch verwehrt. Auch andere Sprachen sind in meiner Familie nicht präsent. Mir fällt es persönlich nicht leicht, neue Sprachen zu lernen. [...]

Der verpassten oder ›verwehrt‹en Zweisprachigkeit, dem Verdrängen einer einmal vorhandenen Familiensprache wird eine zentrale Bedeutung beigemessen, indem Anna sie dazu in Bezug setzt, dass es ihr schwer falle, neue Sprachen

zu lernen. Dieses Motiv zieht sich durch den gesamten weiteren Text, in dem sie Elemente ihres sprachlichen Repertoires relational zueinander darstellt. Das ›kopflastige‹ Englisch, das sie ›relativ gut‹ spricht, bereite ihr ›trotzdem Anstrengungen‹ und erfordere viele Konzentration. Von Russisch und Französisch – schwarz in den Fußspitzen eingezeichnet –, den beiden anderen Sprachen, die sie in der Schule ›lernen musste‹, zu denen sie aber ›nie einen persönlichen Bezug‹ herstellen konnte, könne sie ›kein Wort‹ mehr. Ihre ›Muttersprache‹ Deutsch, die in der Zeichnung nahezu den gesamten Körper ausfüllt, beschreibt sie relativ nüchtern und anhand ihrer Funktion in der Kommunikation mit ›nahestehenden Personen‹. Mit ausgesprochen positiven Emotionen wird nur das Niederländische belegt, das sie ›schon immer lernen wollte‹, dessen ›Klang‹ sie ›mag‹ und das sie ebenso wie die Menschen, die Niederländisch sprechen, ›sehr sympathisch‹ findet. Das Niederländisch sei ein ›Wunsch‹, den sie sich ›in den Kopf gesetzt‹ und ›erfüllt‹ hat. In der Beschreibung des Porträts folgt es unmittelbar auf den ›verwehrtten Wunsch‹ nach der Zweisprachigkeit.

Vor dem Hintergrund der verdrängten Familiensprache, der verwehrtten Zweisprachigkeit und den Mühen des Sprachenlernens erscheint die eingangs geschilderte präbabilonische Phantasie als ein Kontrapunkt. Auf Nachfrage ergänzt Anna, dass zwischen dem Zeichnen des Sprachenporträts und dem Verfassen des Textes eine Zeitspanne lag, in der sie sich Gedanken über ihr Sprachereleben gemacht habe. Aus heutiger Sicht sähe die Zeichnung sicher anders aus:

Polnisch hätte sicherlich irgendwo in der Herzgegend einen Platz gefunden, da ich mir wie gesagt immer gewünscht habe, mit einer zweiten Sprache aufzuwachsen. Die Kindersprache hätte ich wahrscheinlich außerhalb des Körperumrisses, wie kleine Wolken, gemalt. Nicht weil es nicht zu mir gehört, sondern weil es eine besondere Leichtigkeit hatte und ja auch im nachhinein nicht mehr wirklich greifbar erscheint.

5. Sehnsucht nach der Sprache davor

In beiden besprochenen Texten wird deutlich, dass die Erzählung über eine Erinnerung, die ein Sprechen vor der Sprache beschwört – eine präbabilonische Phantasie – von einem Kontrapunkt her entwickelt wird, aus einer Erfahrung von Mangel, Verlust, Trennung, Einschränkung. Es sind Erfahrungen, die letztlich alle darauf verweisen, dass Sprache als normierende und disziplinierende Instanz wirksam wird. Das Kind tritt in die Sprache ein, indem es sich ihren phonologischen, syntaktischen, lexikalischen, pragmatischen, diskursiven Normen unterwirft und sie sich aneignet. Dieser Eintritt in die Sprache ist mit einem Prozess verbunden, in dem das zunächst vorhandene umfassende Spektrum phonetischer und phonologischer Möglichkeiten der Sprachfunktion sukzessive durch Selektion und Anpassung an die Erfordernisse des sprachlichen Alltags reduziert wird (Amati Mehler/Argentieri/Canestri 2010, S. 230 f.).

Für Jacques Lacan ist Sprache (*langue*) das strukturgebende Element der Gesellschaft. Das Subjekt entsteht in dem Maß, in dem es sich in die Sprache

seiner Umgebung, in die durch das väterliche Gesetz vertretene symbolische Ordnung einschreibt. Was vor der Sprache liegt, bezeichnet er als *Lalangue* (*maternelle*), ein von Mehrdeutigkeiten und Homophonien gekennzeichnetes Genießen an der Sprache jenseits von Kommunikation (vgl. Winter-Heider 2009, S. 103 ff.). Die Normativität der Sprache gibt vor, was – unter der Voraussetzung von ›Normalität‹ – sagbar ist und was nicht. Sie übt, wie Judith Butler mit Bezug auf Foucault sagt, eine ›produktive Zensur‹ aus, die nicht nur restriktiv wirksam wird, sondern das sprechende Subjekt in einer bestimmten Weise konstituiert, der die legitimen Grenzen des Sprechens eingeschrieben sind (vgl. Butler 2006, S. 206 f.).

Das wird in Claudias Erzählsequenz deutlich, in der sie sich rückblickend auf die weiter zurückliegenden Treffen mit den Kindern in Griechenland die rhetorische Frage stellt, ›wann wäre es uns jemals aufgefallen, dass wir nicht dieselbe Sprache verwendeten?‹. Sie beschreibt ihr Erlebnis von jenem Moment her, in dem sie mit der Erfahrung konfrontiert wird, dass sie unterschiedliche Sprachen mit unterschiedlichen Normen sprechen. Sie erklärt das mit dem ›Zugang zur Sprache, der sich, der uns verändert hatte‹, also indem sie Worte findet, um die Konstitution des Subjekts durch Sprache zu beschreiben. Die Anpassung an die Norm zeigt sich auch darin, dass die Kinder pragmatischen Regeln folgend, auf Englisch als lingua franca auszuweichen versuchen.

Auch Anna bringt in der Eröffnungssequenz ihrer Sprachbiographie den Konnex Sprache und Macht zum Ausdruck. Dem ›Besitzen‹ eines polnischen Namens stellt sie das Nichtbesitzen der polnischen Sprache und das ›Verwehren‹ des ›Wunsches‹ nach zweisprachigem Aufwachsen entgegen. Sie spricht damit im Grunde an, was Jacques Derrida zum Thema seiner Schrift *Le monolinguisme de l'autre* (1996) gemacht hat: die durch das Kolonialregime aufgezwungene, mit Enteignung verbundene Einsprachigkeit des Anderen, die Französisch zur Sprache machte, von der sagt, es sei seine einzige und dennoch nicht seine. »Es ist möglich, einsprachig zu sein (ich bin es), völlig einsprachig, und eine Sprache zu sprechen, die nicht die eigene ist.« (Derrida 1997, S. 16). Anna räumt dem Bewusstsein, dass ihr etwas fehlt, eine hohe Bedeutung ein, sie setzt es an den Anfang ihres biographischen Textes und weist dem verwehrt Polnischen einen Platz in der Herzgegend zu. Der explizit gemachte Mangel impliziert das Wissen um die Wirkungsmacht von Sprachideologien. In ihrem Fall geht es zum einen um die Ideologie des Monolingualismus, die Zwei- oder Mehrsprachigkeit als Abweichung von der Norm stigmatisiert, um das, was Derrida (1996, S. 69) die Hegemonie des Homogenen nennt. Damit verknüpft ist die Vorstellung von Sprachen als klar abgrenzbare, in sich geschlossene Einheiten, in welchen die nicht naturgegebene sondern vorgeschriebene Standardsprache, die unitäre Sprache (Bakhtin 1981, S. 270 f.) als Ausgangspunkt und Maß gilt. Der andere sprachideologische Aspekt, der hier wirksam wird, ist jener einer Hierarchisierung von Sprachen, die unterschiedliche Wertigkeiten auf dem sprachlichen Markt (vgl. Bourdieu 1982) besitzen. Beide Aspekte werden dazu beigetragen haben, das Aufgeben des im deutschen Raum lange Zeit stigmatisierten Polnischen in der

Familie zu begünstigen. Es dürfte kein Zufall sein, dass wir das präbabilonische Motiv häufig in Sprachbiographien gefunden haben, die mit Migration und Exil verbunden sind.

Mit dem Evozieren präbabilonischer Phantasien wird versucht, eine Verbindung zu einem Davor herzustellen, einem symbiotischen Eins-Sein mit sich und der Umwelt, einem selbstverständlichen barrierefreien Kommunizieren, in dem Bedeutung in einem unregelmäßigen Zusammenspiel von Lauten, Klängen, Bildern, Emotionen, Gerüchen, Farben, Berührungen entsteht. Meist werden diese Phantasien in Verbindung mit einem körperlich erfahrenen Glücksgefühl, mit einem Zustand der Unbeschwertheit genannt. Es ist ein Anknüpfen an ein Davor, das im Grunde vor einer Erstsprache oder einer Muttersprache im Sinn eines Repertoires der Vertrautheit liegt. Auch wenn manche Autorinnen, wie Ilma Rakusa (2008, S. 215) für das Präbabilonische den Begriff Muttersprache verwenden, so wird dennoch aus ihren Erläuterungen klar, dass damit nicht primär ein bestimmtes Idiom gemeint ist:

Das Ungarische, meine erste und – ja – Mutter-Sprache, ist häuslich und kindheitlich, eine Küchen-, Katzen- und Kindersprache, affektiv, unmittelbar, zärtlich und unerwachsen. Es ist mein franziskanisches Idiom beim Reden mit Vögeln, es ist die Gutenachtsgeschichtensprache, die Sprache der Kosenamen und liebevollen kleinen Flüche. [...] Manches trennt das Ungarische von den späteren Sprachen, denn zwischen Ungarisch und dem ›Rest‹ liegt die Vertreibung aus dem Paradies der Kindheit.

Julia Kristeva (2002, S. 101 ff.) trifft die Unterscheidung zwischen zwei Dimensionen, die sie der Sprache zuweist. Neben die dem Kognitiven zuzuordnende sinnstiftende Verbindung von Bedeutung, Zeichen und Bezeichnetem, die sie symbolische Funktion nennt, stellt sie eine in der frühkindlichen Entwicklung vorangehende semiotische Dimension, die durch ihre Heterogenität gegenüber Sinn und Bedeutung, durch Unbestimmtheit oder Vieldeutigkeit charakterisiert ist. Diese mit dem Vor- oder Unbewussten, dem Körperlich-Emotionalen verbundene semiotische Dimension, die sie auf das frühkindliche Brabbeln und rhythmische Intonieren zurückführt, ist Kristeva zufolge in jedem Sprechen präsent. Residuen des Semiotischen macht sie auch im Erwachsenenalter aus, so im ›psychotischen Diskurs‹, der darauf rekurriert, wenn das Subjekt durch den Zerfall der sinngebenden Funktion bedroht ist, aber auch in dem, was sie als ›poetische Sprache‹ bezeichnet: das spielerisch-fantasierende⁴ Unterlaufen und Außer-Kraft-Setzen der Regelmäßigkeit und Genormtheit von Sprache.

Aus dieser Sicht wären präbabilonische Phantasien, wie sie in den angeführten Textbeispielen zum Ausdruck gebracht werden, an der fließenden Grenze zwischen dem Semiotischen und dem Symbolischen anzusiedeln, ontogenetisch vielleicht in jener Phase, in der sich das Kleinkind zu vergegenwärtigen

⁴ In der unterschiedlichen Schreibweise Phantasie/Fantasie halten wir uns an die von Julia Kristeva vorgenommene Differenzierung, welche (in Anlehnung an Susan Isaacs) Phantasie dem Unbewussten, Fantasie dem Spielerischen zuordnet.

beginnt, dass der andere ein Anderer ist, wenn erste Wörter, die durch eine Vielzahl von Sinneseindrücken multiakzentual aufgeladen sind, nach und nach eine mit anderen geteilte Bedeutung erfahren und es sich als eigenständiges Subjekt zu begreifen und zu artikulieren lernt. Die diese Sehnsucht nach dem Gefühl absoluten Einsseins, die mit einer intensiven Erfahrung von Glück und Genießen (*jouissance*) einhergehen kann, lebenslang bestehen bleibt, erklärt Jacques Lacan (1999 [1975]) damit, dass sie unerfüllt bleibt.

Jacques Hassoun umschreibt in Anlehnung an Lacan diese Übergangsphase so:

Was man Muttersprache nennt, wäre also paradoxerweise die Sprache, die obwohl von der Mutter vermittelt, es dem Kind möglich macht, sich *von ihr abzugrenzen*. Die Sprache ermöglicht ihm, sich an den »ersten Anderen« – die Mutter – zu wenden; [...] Das, was man mütterliche Sprache nennt, verbindet das kindliche Lallen mit vertrauten oder fremden Wörtern. Diese Wörter, diese Ausdrücke sind damit aufgenommen *von der Sprache*, in die sie sich einordnen. Sie werden nicht getilgt, sondern wirken in ihr und sind ihr homogen, sie prägen *ihren Stil*. (Hassoun 2002, S. 37)

Was davor liegt, nennt Hassoun die ›Sprache des Vergessens‹. Sie ist, sagt er, »Trägerin unserer ältesten, stärksten Gefühle« – körperlicher Berührungen, unartikulierter Laute, Wörter, die das Kind hört, ohne sie zu verstehen, und die die oder der Erwachsene »in einer sprachlichen Wendung oder einem Gefühlsumschlag« (Hassoun 2002, S. 35) plötzlich wiederfindet.

Wenn Ilma Rakusa von ihrem ›franziskanischen Idiom‹ spricht, verweist sie darauf, dass die mit dem Präbabilonischen verbundene Vorstellung von Kommunikation alles umfassen kann. Anklänge daran lassen sich immer wieder in den gezeichneten Sprachenporträts und Erzählungen von Kindern, fallweise aber auch von Erwachsenen finden. In einem Workshop, den die Forschungsgruppe *Spracherleben*⁵ in einer zweisprachig geführten Klasse einer Grundschule in Österreich durchgeführt hat, hat ein Drittel der Acht- bis Neunjährigen Tiersprachen eingezeichnet. Genannt werden Sprachen zur Kommunikation mit Katzen, Hunden, Hasen, Pferden, Goldfischen ebenso wie ›Stoffisch‹, eine Sprache von der die Schülerin sagt, dass sie sie zur Kommunikation mit Stofftieren abends im Bett, bevor sie einschläft, braucht. Mehrere Kinder führen auch Privatsprachen, wie ›Tuvtutunisch‹ oder Geheimsprachen, die sie mit anderen teilen, an. Zu ganz ähnlichen Nennungen kam es bei einem anderen Workshop in einer Grundschule in einem Township in Südafrika.⁶ Geheimsprachen, die in der Kindheit Bedeutung hatten, werden fallweise auch von Erwachsenen in ihr Sprachenporträt eingezeichnet. Als Seminar Teilnehmerin zeichnet Sandra (s.

⁵ Workshop im Rahmen des vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur finanzierten Forschungsprojekts »Jeden Tag Sprache« in Zusammenarbeit mit Jan Mossakowski und Judith Purkarthofer.

⁶ Workshop in Zusammenarbeit mit Kolleg/innen von PRAESA, University of Cape Town.

Abb. 3), Mitte zwanzig, ihre Sprachen als chronologische Schichtung bei den Füßen beginnend.

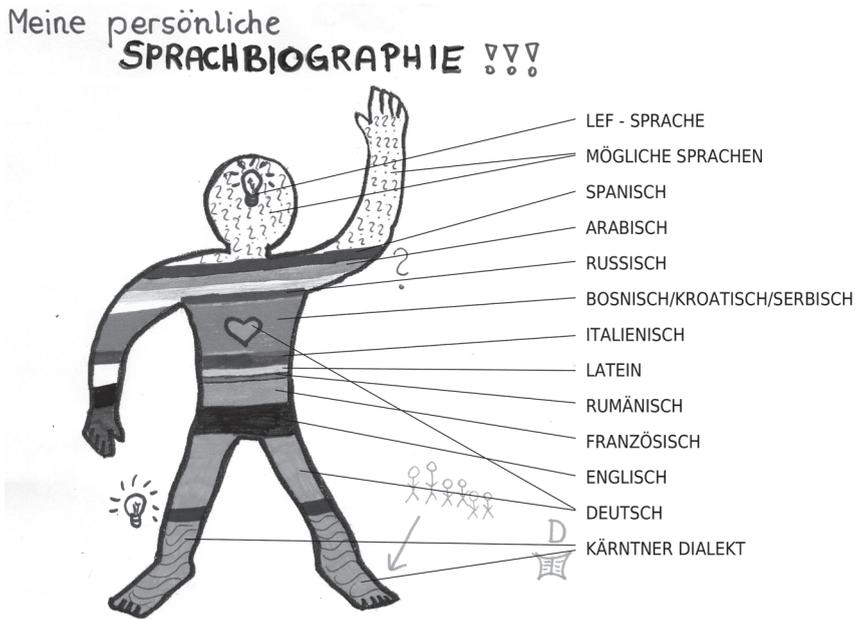


Abb. 3: Sandras Zeichnung ist chronologisch gegliedert, sie führt Sprachen und Sprachvarietäten in der Reihenfolge an, in der sie ihnen begegnet ist. Die geheime ›Lef-Sprache‹ ordnet sie der Kindheit und dem Raum für ›mögliche Sprachen‹ zu.

Oberhalb des Dialekts der Kindheit stellt sie mit einer Glühbirne die ›Lef-Sprache‹ dar, die sich mit dem gleichen Symbol auch im Kopf wiederfindet, einem Raum, der ›möglichen Sprachen‹ reserviert ist. Sie kommentiert:

Das merkwürdige Schwarze, diese Zeichen [Glühbirnen] hab ich da an beiden Stellen, weil es irgendwie etwas Individuelles ist. Das ist die Lef-Sprache, die hab ich/ keine Ahnung / wo ich zwischen zehn und dreizehn/ mit ein paar Leut mir angeeignet und die kann ich noch immer. Das vergiss i a net, das ist total interessant.

Auf Sandras Präsentation hin entwickelt sich in der Gruppe eine angeregte Diskussion über Geheimsprachen der Kindheit, von denen viele Teilnehmer/innen zu berichten wissen. Erfahrungen mit solchen Sprachen werden oft als lustvoll und sinnlich beschrieben. Sie verweisen nicht nur zurück in die Kindheit sondern auch, wie in Sandras Porträt, auf einen Möglichkeitsraum, der für das kreative Potential, das Sprache innewohnt, steht. Eine spezifische Ausprägung bilden lustvolle Intimsprachen wie sie hier in einer schriftlich verfassten Sprachautobiographie angeführt werden:

Wenn wir viel gemeinsame Zeit miteinander verbringen, sprechen wir in unserer eigenen Sprache miteinander. Wir haben schon viele »neue« Wörter kreiert, die nicht jeder auf Anhieb richtig deuten muss. Wir haben Spaß daran Dingen neue Namen zu geben und daran uns in unserer eigenen Sprache zu unterhalten. Ich genieße die Zeit mit A. sehr.

Zum Ausdruck gebracht wird die mit einem Gefühl des Genießens (*jouissance*) verbundene Suche nach einer symbiotischen Beziehung, nach einem Eins-Sein mit sich, dem Anderen und der Welt, das in Sprachspiel und Kreativität realisiert wird. Ein ähnliches Gefühl der Entspannung und des Sich-Öffnens beschreibt Miyuki, wenn sie von der »Schmeichel-Sprache zu meiner Katze oder meinem Mann« als um ihren »Körper herum schwebend« spricht. Die Metaphorik, der schwebenden den Körper umgebenden Leichtigkeit, derer sich auch Anna in ihrer Sprachbiographie bedient hat, deutet auf eine Sehnsucht nach Überwindung des Gewichts der Normativität, nach Aufhebung der Körpergrenzen und nach Aufgehoben-Sein in der Sprache davor.

Individuelle Phantasien von der allumfassenden, allgemein verständlichen Sprache haben ihr Pendant auf kollektiver Ebene in Vorstellungen und Mythen, die von einer gemeinsamen Ursprache berichten. So wird die biblische Erzählung vom Turmbau zu Babel, wonach ursprünglich »alle Menschen die gleiche Sprache [hatten] und die gleichen Worte [gebrauchten]« bis ihre Sprache verwirrt wurde, »so daß keiner mehr die Sprache des anderen versteht« (Genesis 11,1–9), im Lauf der Jahrhunderte immer wieder aufgegriffen, darunter von Thomas von Aquin oder Dante Alighieri. Jacques Derrida (1985) deutet den Babelmythos noch in eine andere Richtung. Er sieht das der Sprachverwirrung vorangegangene Bestreben, ein Reich zu begründen, das durch den Turm symbolisiert und durch eine einzige normierte Sprache gefestigt werden sollte, als einen Hegemonialanspruch, einen Sprachimperialismus, der auf Homogenisierung und Reduktion eines Sprechens davor abzielte.⁷

6. Präbabylonisches Spracherleben als Ressource

Vieles deutet darauf hin, dass präbabylonische Phantasien auch in Situationen aufgerufen oder mobilisiert werden können, in denen ein Subjekt das Verhältnis zu bestimmten Sprachen oder zu seiner Sprachlichkeit insgesamt als problematisch, konfliktträchtig oder bedrohlich erlebt. Dies kann unter anderem der Fall sein, wenn eine Person auf Grund ihrer Sprache (oder ihrer Art zu sprechen) einer vorgestellten Gemeinschaft zugeordnet wird, der bestimmte (negative) Eigenschaften zugeschrieben werden, wenn ihr sprachliche Entweder-Oder-Bekanntnisse abverlangt werden, wenn ihr sprachliche Ressourcen oder die Legiti-

⁷ Den Hinweis auf Derridas Sicht verdanke ich Tim McNamara. Er setzt sich in einem Aufsatz allgemein mit der Bedeutung von Derrida für die angewandte Sprachwissenschaft auseinander (McNamara 2010).

mität zu sprechen aberkannt werden oder sie angehalten wird, sich dem Machtanspruch einer gesellschaftlich dominanten Sprache zu beugen – also überall dort, wo Sprachen als außerhalb des Subjekts stehende ideologische Kategorien erlebt werden, die Macht über das Subjekt beanspruchen.

Eine Krise des Subjekts, wie sie beispielsweise bei schizophrenen oder psychotischen Krisen zum Ausdruck kommt, kann von einer Krise der Sprache in ihrer symbolischen, sinnstiftenden Funktion begleitet werden. Ein Beleg dafür ist das viel diskutierte Buch *Le Schizo et les langues* von Louis Wolfson (1970), der sich selbst als »l'étudiant de langues schizophréniques, l'étudiant malade mentalement, l'étudiant d'idiomes dément« bezeichnete. Nicht nur schrieb Wolfson sein Buch, um der englischen Muttersprache auszuweichen und sich vor dem allzu Vertrauten die Ohren zu verschließen, in französischer Sprache, sondern er entwickelte auch eine auf spielerischen Assoziationen im Laut- oder Schriftbild basierende idiosynkratische Sprache mit eigener Syntax und Orthographie, die alle Sprachen, die er sich vor und während seiner Krankheit angeeignet hatte, in sich vereinigte. Um der Krise Herr zu werden, so könnte man es hypothetisch formulieren, greift er auf die »Sprache davor« zurück, mobilisiert eine präbabilonische Fantasiesprache als Ressource des Überlebens.

Situationen, die als Krisen der eigenen Sprachlichkeit erlebt werden, können auch gesellschaftlich- politisch bedingt sein, besonders im Zusammenhang mit Vertreibung, Flucht, Migration oder Exil. Judith Butler (2006, S. 211 f.) unterscheidet von der ursprünglichen Zensur, die »stillschweigend das Subjekt des Sprechens bildet« jene andere Zensur, die »im nachhinein Zwang auf das Subjekt ausübt«. Die primäre Beziehung zum Sprechen, der Eintritt des Subjekts in die Sprache durch die ursprüngliche Zensur, werde »erneut im Politischen aufgerufen, wenn die Fähigkeit zu sprechen erneut zur Überlebensbedingung für das Subjekt wird«, wenn es von einer Macht in seinem Willen zu sprechen eingeschränkt werde.

Mehr als fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs verfasste der in Czernowitz gebürtige, in Israel lebende Schriftsteller Aharon Appelfeld (2005) einen autobiographischen Roman, der auf Deutsch unter dem Titel *Geschichte eines Lebens* erschien. Einige Stationen, die Appelfelds von dramatischen Brüchen gekennzeichnete Lebensgeschichte umreißen, sind die Kindheit in der Bukowina, der Ausbruch des Krieges, das Leben im Ghetto, die Ermordung der Mutter, die Deportation ins Konzentrationslager, die Trennung vom Vater durch die Flucht aus dem Lager, nach der sich das Kind jahrelang allein im Wald oder bei ukrainischen Bauern versteckt hält, die Einwanderung nach Palästina, das Bemühen, im Land Fuß zu fassen, der Weg zum Schreiben. An zentrale Stelle seines Buches setzt Appelfeld ein Kapitel,⁸ in dem er sich intensiv mit seiner Sprachbiographie auseinandersetzt – den Blick zuerst in die Kindheit zurückwerfend, dann nach vorne richtend, auf jenen langwierigen und schmerz-

⁸ Im Folgenden zitiert aus Aharon Appelfeld (2008).

haften Prozess, der vor ihm liegt und an dessen Ende die Aussöhnung mit dem Hebräischen stehen wird, das ihm zur Sprache seines Schreibens wird. Aharon Appelfeld beschreibt in diesem Kapitel die Situation im Einwanderungslager im künftigen Israel, in das er zusammen mit anderen jüdischen Kriegswaisen gebracht wurde. Je schneller sich die jungen Einwanderer ihrer Herkunft entledigen und in die neue Sprache schlüpfen, so wird ihnen vermittelt, umso besser. Der junge Aharon erlebt diese Forderung als gravierenden Loyalitätskonflikt. Auf der einen Seite steht die ›Sprache der Mutter‹, die ihm trotz aller gegenteiligen Bemühungen immer mehr abhanden kommt, auf der anderen steht die neue Sprache, der er sich, so erlebt er es, zu unterwerfen hat, eine »Soldatensprache« (S. 31), in der alle Wörter »wie Befehle« klingen (S. 28). Erst hier im Lager erlebt er den totalen Kollaps seiner Sprachlichkeit. In dieser Zeit verfasst er ein Tagebuch, das der Autor erst Jahrzehnte später wieder in die Hand zu nehmen wagt: ein kaum zu entzifferndes Wirrwarr deutscher, jiddischer, hebräischer, rumänischer Wörter.

Diese Wörter waren zurückgehaltene Schreie eines Vierzehnjährigen, dem alle Sprachen, die er gekonnt hatte, verloren gegangen waren, sodass er keine mehr hatte. [...] Wenn man keine Sprache hat, ist alles Chaos und Durcheinander, und man hat Angst vor Dingen, vor denen man sich nicht zu fürchten braucht. In dieser Zeit stotterten die meisten der Kinder um mich herum, sprachen laut oder verschluckten die Wörter. (S. 26)

An diesem Punkt, wo ihm mit aller Deutlichkeit bewusst wird, was es heißt, keine Sprache zu haben, kehrt er in Gedanken in die Bukowina seiner Kindheit zurück und entwirft sie als eine durch Sprache konstituierte Gegenwelt zur Sprachlosigkeit des Vierzehnjährigen:

Die Sprache meiner Mutter war Deutsch. Meine Mutter liebte diese Sprache und pflegte sie. Die Wörter hatten in ihrem Mund eine Klarheit, als erklärten sie aus einem exotischen Glasglöckchen. Großmutter sprach Jiddisch, und das hatte einen anderen Klang, besser gesagt einen anderen Geschmack, denn es erinnerte mich immer an Kompott aus Trockenpflaumen. [...] Vier Sprachen umgaben uns, lebten in uns auf merkwürdige Weise zusammen und ergänzten sich. Wenn du deutsch sprachst und dir ein Wort, ein Ausdruck oder eine Redensart nicht einfiel, behalfst du dich mit Jiddisch oder Ruthenisch. Vergeblich versuchten meine Eltern, mein Deutsch rein zu halten. Die Wörter aus den uns umgebenden vier Sprachen flogen uns zu, ohne dass wir es merkten, und bildeten ein Sprachengemisch, das ungeheuer reich an Schattierungen, Gegensätzen, Humor und Ironie war. In dieser Sprache gab es viel Raum für Empfindungen, feinste Gefühlsnuancen, für Phantasie und Erinnerung. Heute leben diese Sprachen nicht mehr in mir, doch ich spüre ihre Wurzeln. Manchmal genügt ein einziges Wort, um wie mit einem Zauberspruch Bilder, ja Szenen wachzurufen. (S. 27f.)

Aharon Appelfelds Ausführungen könnten in diesem Licht als Geschichte gelesen werden, die davon erzählt, wie er präbabilonische Phantasien mobilisiert – das sich Zurückversetzen in einen Zustand, in dem das Kind in allen Sprachen aufgehoben war, die es umgaben –, um »die neue Sprache zu erwerben und als Muttersprache anzunehmen« (S. 36). Im Fall von Aharon Appelfeld verläuft die Aussöhnung über einen langwierigen Umweg: Erst indem er das Judentum

und mit ihm auch die hebräische Sprache als etwas in sich Heterogenes, Nicht-Monolithisches begreifen lernt und sie sich schreibend aneignet und transformiert, vermag er sich beidem zu öffnen. Über Jahrzehnte aber bewahrt er sich, in Form eines von Überlebenden aus Galizien und der Bukowina gegründeten Clubs in Jerusalem, einen Ort, in dem er umgeben von Jiddisch, Polnisch, Russisch, Deutsch und Rumänisch ein Zuhause hat. Aharon Appelfelds Erzählung ließe sich auch als Dekonstruktion von Sprachen als ideologische Kategorien beschreiben, als eine sich über lange Jahre hinziehende Praxis zuerst des Verdichtens, dann des allmählichen Verschiebens der als Loyalitätskonflikt erlebten doppelten Vereinnahmung durch die Sprache der Herkunft und durch die Staatssprache des Einwanderungslandes.

Das Sich-Zurückversetzen in die frühe Kindheit, das Zurückgreifen auf damit verbundene synästhetische Wahrnehmungen eigener Sprachmacht erscheint bei Aharon Appelfeld als eine Art Selbstheilungsstrategie, um eine Sprache wiederzufinden, in der sich über das Traumatische sprechen lässt. Die Bedeutung einer solchen »Arbeit mit dem inneren Kind«, die Mobilisierung von Imagination als heilsame Kraft hebt Luise Reddemann in ihrem ressourcenorientierten Ansatz zur Behandlung von Traumafolgen »als ganz wesentliches Moment zur Vorbereitung der Traumakonfrontation« hervor (Reddemann 2001, S. 112).⁹

In seiner bereits zitierten Abhandlung *Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs* nimmt Jacques Derrida Erfahrungen der De-Propriation von Sprache als Ausgangspunkt für seine Überlegungen zum Begehren (*désire*) »nach Rekonstitution, nach Restauration, aber in Wirklichkeit [...] nach dem Erfinden einer *ersten Sprache* [*première langue*], die vielmehr eine *vorerste Sprache* [*avant-première langue*] wäre« (1997, S. 34). Diesem Imaginieren einer Sprache vor der Erstsprache weist er nicht nur retrospektiv Bedeutung zu – als »Prothese des Ursprungs« –, sondern zugleich und vor allem prospektiv: als Sehnsucht nach einer Sprache des Ankommens, die niemandes Besitz ist und aus der niemand ausgeschlossen ist, weil in ihr Spuren aller Sprachen und Idiome enthalten sind, nach einem Übersetzen, das keiner Ausgangssprache bedarf.

Weil es die vor-erste [*avant-première*] Zeit der vorursprünglichen Sprache nicht gibt, muß man sie erfinden – und das ist eine andere Schrift. Vor allem aber muß man sie im Inneren der Sprachen, wenn man so sagen kann, schreiben. Man muß sie im Inneren der gegebenen Sprache wachsen lassen. Für mich wird diese Sprache von der Geburt bis zum Tod das Französische gewesen sein. [...] Übersetzung einer Sprache, die es noch nicht gibt, die es nie gegeben haben wird, in eine vorhandene Sprache. (Derrida 1997, S. 37)

⁹ Die Erörterung von Möglichkeiten, die sich aus der Kombination ressourcenorientierter traumatherapeutischer und sprachbiographischer Zugänge ergeben, waren Gegenstand eines Workshops an der Universität Wien im April 2010 in Kooperation mit Luise Reddemann.

Summary

The power of pre-babylonian fantasies. Resource oriented biographic work

This contribution focuses on a specific aspect of individual language experience (Spracherleben) which can be observed in language biographical narratives in different forms: desires and imaginations linked to early childhood referring to a ›language before‹ which can be mobilized as a resource in situations of crisis.

In our multimodal language biographical approach we take the perspective of the speaking subject, this means that not a particular language or variety serves as point of departure, but language experience with its bodily and emotional dimension. We use the term ›language experience‹ to designate an approach exploring how individuals in their heteroglossic lifeworlds (Lebenswelt) perceive and evaluate their linguistic practices, which experiences, emotions and beliefs they tie to these experiences – or how they position and represent themselves as multilingual beings. The focus is on the one hand on the interrelatedness of language experience and individual life trajectories, on the other on socio-historic configurations with their constraints, power formations, orders of discourse and language ideologies. Our multimodal approach which combines creative drawing (language portraits) and biographical narratives as empirical data foregrounds the entire linguistic repertoire in its heteroglossic dimension and can thus contribute to overcoming dichotomies as those between language of origin and target language, of first language and language of integration.

Literatur

- Amati Mehler, Jacqueline/Argentieri, Simona/Canestri, Jorge: *Das Babel des Unbewusstes. Muttersprache und Fremdsprachen in der Psychoanalyse*, Gießen 2010.
- Appelfeld, Aharon: *Geschichte eines Lebens*, Berlin 2005.
- Appelfeld, Aharon: »Geschichte eines Lebens«, in: Brigitta Busch/Thomas Busch (Hgg.): *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*, Klagenfurt/Celovec 2008, S. 26–36.
- Auer, Peter: *Style and Social identities. Alternative approaches to linguistic heterogeneity*, Berlin/New York 2007.
- Bakhtin, Mikhail: *The dialogic imagination*, ed. by Michael Holquist, Austin 1981.
- Blommaert, Jan: »Language, asylum, and the national order«, in: *Working Papers in Urban Language & Literacies*, Paper 50.
- Boehm, Gottfried: »Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder«, in: Christa Maar/Hubert Burda (Hgg.): *Iconic turn. Die neue Macht der Bilder*, Köln 2005, S. 28–44.
- Bourdieu, Pierre: *Ce que parler veut dire. L'économie des échanges linguistiques*, Paris 1982.
- Bourdieu, Pierre: *Die verborgenen Mechanismen der Macht*, Hamburg 2005 [1992].
- Breckner, Roswitha: »Körper im Bild. Eine methodische Analyse am Beispiel einer Fotografie von Helmut Newton«, in: *ZBBS 1/2003 (2003)*, S. 33–60.
- Breckner, Roswitha: *Migrationserfahrung – Fremdheit – Biographie. Zum Umgang mit polarisierten Welten in Ost-West-Europa*, Wiesbaden 2005.

- Bürmann, Jörg: »Gestaltpädagogik als Aufbruch in eine neue Lernkultur«, in: Jörg Bürmann/Jürgen Heinel (Hgg.): *Früchte der Gestaltpädagogik. Ermutigte Lehrer – motivierte Schüler: 20 Beispiele*, Bad Heilbrunn 2000, S. 165–189.
- Busch, Brigitta: »Language biographies for multilingual learning: linguistic and educational considerations«, in: Brigitta Busch/Aziza Jardine/Angelika Tjoutuku (Hgg.): *Language Biographies for multilingual learning*, Cape Town 2006, S. 5–17.
- Busch, Brigitta: »School language profiles: valorizing linguistic resources in heteroglossic situations in South Africa«, in: *Language and Education* 24 (2010), S. 283–294.
- Busch, Brigitta/Busch, Thomas: »Die Sprache davor. Zur Imagination eines Sprechens jenseits gesellschaftlich-nationaler Zuordnungen«, in: Michaela Bürger-Koftis/Hannes Schweiger/Sandra Vlasta (Hgg.): *Polyphonie. Mehrsprachigkeit und literarische Kreativität*, Wien 2010 (im Druck).
- Butler, Judith: *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Frankfurt a. M. 2006.
- Derrida, Jacques: »Des tours de Babel«, in: Joseph Graham (Hg.): *Difference in translation*, Cornell 1985, Internetversion: www.jacquesderrida.com.ar/frances/tour_babel.htm (11.08.2010).
- Derrida, Jacques: *Le monolinguisme de l'autre*, Paris 1996.
- Derrida, Jacques: »Die Einsprachigkeit des Anderen oder die Prothese des Ursprungs«, in: Anselm Haverkamp (Hg.): *Die Sprache der Anderen*, Frankfurt a. M. 1997, S. 15–41.
- Diem-Wille, Gertraud: »A therapeutic perspective: the use of drawings in child psychoanalysis and social science«, in: Theo Van Leeuwen/Carey Jewitt (Hgg.): *Handbook of visual analysis*, London, Thousand Oaks 2001, S. 119–133.
- Dittmar, Norbert: *Grundlagen der Soziolinguistik*, Tübingen 1997.
- Ferguson, Charles/Gumperz, John (Hgg.): *Linguistic diversity in South Asia: Studies in regional, social and functional variation*, Bloomington 1960.
- Foucault, Michel: *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a. M. 1973.
- Freud, Sigmund: »Das Ich und das Es«, in: ders.: *Studienausgabe Bd. 3: Psychologie des Unbewussten*. Hg. Alexander Mitscherlich, Frankfurt a. M. 1975 [1923].
- Gekeler, Hans: *Handbuch der Farben. Systematik, Ästhetik, Praxis*, Köln 2004.
- Gogolin, Ingrid/Neumann, Ursula: »Sprachliches Handeln in der Grundschule«, in: *Die Grundschulzeitschrift* 43 (1991), S. 6–13.
- Goldschmidt, Georges-Arthur: »Sprachgeheimnisse. Schreiben, ohne zu wissen, wie es auf einen zukommt«, in: *Lettre internationale* 70 (2005), S. 103–107.
- Gülich, Elisabeth: »Mündliches erzählen: narrative und szenische Rekonstruktion«, in: Sylke Lubs/Louis Jonker/Andreas Ruwe/Uwe Weise (Hgg.): *Behutsames Lesen. Alttestamentliche Exegese im interdisziplinären Methodendiskurs*, Leipzig 2007, S. 35–62.
- Hassoun, Jacques: *Schmuggelpfade der Erinnerung*, Frankfurt a. M. 2002.
- Heller, Eva: *Wie Farben wirken. Farbpsychologie, Farbsymbolik, Kreative Farbgestaltung*, Reinbeck bei Hamburg 2004.
- Hymes, Dell: *Foundations in Sociolinguistics: An Ethnographic Approach*, Philadelphia 1974.
- Hymes, Dell: *Ethnography, Linguistics, Narrative Inequality: Toward an Understanding of Voice*, London 1996.
- Jakobson, Roman: »Grundsätzliche Übersetzbarkeit: Linguistische Aspekte der Übersetzung«, in: ders.: *Semiotik. Ausgewählte Texte 1919–1982*, Frankfurt a. M. 1988 [1959], S. 481–491.
- Kachru, Braj B.: *The alchemy of English: the spread, functions, and models of non-native Englishes*, Chicago 1990.

- Kramsch, Claire: *The multilingual subject*, Oxford 2009.
- Kress, Gunther: *Literacy in the new media age*, London 2004.
- Kress, Gunther/Leeuwen, Theo van: *Multimodal discourse: the modes and media of contemporary communication*, London 2001.
- Kristeva, Julia: *Desire in Language. A Semiotic Approach to Literature and Art*, New York 1980.
- Kristeva, Julia: »From One Identity to an Other«, in: dies.: *The Portable Kristeva. Updated Edition*, ed. by Kelly Oliver, New York 2002, S. 93–115.
- Krumm, Hans-Jürgen/Jenkins, Eva-Maria: *Kinder und ihre Sprachen – lebendige Mehrsprachigkeit: Sprachenportraits gesammelt und kommentiert von Hans-Jürgen Krumm*, Wien 2001.
- Lacan, Jacques: *Le Séminaire. Livre XX. Encore*, Paris 1999 [1975].
- McNamara, Tim: »Jacques Derrida: language, identity and violence«, in: *Applied Linguistics Review* 1 (2010), S. 23–44.
- Merleau-Ponty, Maurice: *Phénoménologie de la perception*, Paris 2009 [1945].
- Mondada, Lorenza: »Le code-switching comme ressource pour l'organisation de la parole-en-interaction«, in: *Journal of language contact* THEMA 1 (2007) – www.jlc-journal.org (2007), S. 168–197.
- Pütz, Martin: »Sprachrepertoire / Linguistic Repertoire«, in: Ulrich Ammon/Norbert Dittmar/Klaus Mattheier/Peter Trudgill (Hgg.): *An International Handbook of the Science of Language and Society / Ein internationales Handbuch zur Wissenschaft von Sprache und Gesellschaft*, Berlin/New York 2004, S. 226–232.
- Rakusa, Ilma: »Zur Sprache gehen«, in: Brigitta Busch/Thomas Busch (Hgg.): *Mitten durch meine Zunge. Erfahrungen mit Sprache von Augustinus bis Zaimoğlu*, Klagenfurt/Celovec 2008, S. 215–219.
- Reddemann, Luise: *Imagination als heilsame Kraft. Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren*, Stuttgart 2001.
- Schäfer, Thomas/Völter, Bettina: »Subjekt-Positionen. Michel Foucault und die Biographieforschung«, in: Bettina Völter/Bettina Dausien/Helma Lutz/Gabriele Rosenthal (Hgg.): *Biographieforschung im Diskurs*, Wiesbaden 2005, S. 161–189.
- Schulz, Martin: *Ordnungen der Bilder. Eine Einführung in die Bildwissenschaft*, München 2005.
- Welzer, Harald: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*, München 2005.
- Winter-Heider, Christiane: *Mutterland Wort: Sprache, Spracherwerb und Identität vor dem Hintergrund von Entwurzelung*, Frankfurt a. M. 2009.
- Wolfson, Louis: *Le Schizo et les langues*, Paris 1970.